

Insel Verlag

Leseprobe



Wolf, Christa / Wolf, Gerhard
Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht

Projektionsraum Romantik

© Insel Verlag
insel taschenbuch 3380
978-3-458-35080-4

»Ein Zufall kann es nicht sein, daß wir begonnen haben, den Abgeschriebenen nachzufragen, das Urteil, das über sie verhängt wurde, anzufechten, es zu bestreiten und aufzuheben – fasziniert durch Verwandtschaft und Nähe, wenn auch der Zeiten ... eingedenk, die zwischen uns und denen liegen ...« Gemeint sind Hölderlin, Kleist, Heine, Bettina und Achim von Arnim – eine Reihe von Dichtern, die zwischen der klassischen Kunstperiode und einer Literatur im Vorfeld der Revolution von 1848 lebten und schrieben, Dichter, die zusammengehörten oder als Schatten in der Biographie der anderen auftauchten.

Der Begriff »Romantik« trifft nur einige von ihnen. Christa und Gerhard Wolf nehmen ihn als Gesprächsangebot, als Reibungspunkt, um die Lebensmuster der Generationen Hölderlins und der Romantiker gegeneinanderzusetzen, ihren »inneren Geschichten« nachzuspüren. Zwei Autoren von heute nähern sich ihren Vorgängern, greifen Motive und Ideen auf, die sie verfolgen und einander zuspieren.

Christa Wolf, Jahrgang 1929, und Gerhard Wolf, Jahrgang 1928, sind seit 1951 verheiratet. Beide machten in der DDR Abitur und studierten Germanistik.

Zu Christa Wolfs Auszeichnungen gehören u. a. der *Georg-Büchner-Preis* (1980), der *Geschwister-Scholl-Preis* (1987) und der *Deutsche Bücherpreis* (2002). Gerhard Wolf wurde 1974 der *Heinrich-Mann-Preis* verliehen. 1994 erhielten Christa und Gerhard Wolf gemeinsam die *Rahel-Varnhagen-von-Ense-Medaille* des Landes Berlin.

insel taschenbuch 3380

Christa Wolf

Gerhard Wolf

Ins Ungebundene
gehet eine Sehnsucht



CHRISTA WOLF
GERHARD WOLF

Ins Ungebundene
gehet eine Sehnsucht

Projektionsraum Romantik

Insel Verlag

Diese Zusammenstellung erschien erstmals 1985
im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar
© Christa Wolf und Gerhard Wolf
Umschlagabbildung: Caspar David Friedrich,
Sonnenuntergang (Brüder), nach 1830

insel taschenbuch 3380

Erste Auflage 2008

© dieser Neuausgabe:

Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2008

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 3-458-35080-4

I 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

I

GERHARD WOLF	Der arme Hölderlin	11
CHRISTA WOLF	Kein Ort. Nirgends	123
GERHARD WOLF	Obduktion	219

II

CHRISTA WOLF	Kleists »Penthesilea«	227
CHRISTA WOLF	Der Schatten eines Traumes. <i>Karoline von Günderrode – ein Entwurf</i>	245
GERHARD WOLF	Trösteinsamkeit. <i>Achim von Arnim – der märkische Romantiker als Einsiedler</i>	311
GERHARD WOLF	Die Sehnsucht hat allemal Recht. <i>Fragmentarisches über Bettine</i>	333
CHRISTA WOLF	Nun ja! Das nächste Leben geht aber heute an. <i>Ein Brief über die Bettine</i>	367
GERHARD WOLF	Heine in Berlin. <i>Zwischen Romantik und Revolution</i>	410
CHRISTA WOLF	Projektionsraum Romantik. <i>Ein Gespräch</i>	435
GERHARD WOLF	Aktuelle Reminiszenzen	454
	Quellennachweis	460
	Zu dieser Ausgabe	461

I

GERHARD WOLF
Der arme Hölderlin

Es ist eine unermeßliche Kluft zwischen ihm und der ganzen Menschheit.
Wilhelm Waiblinger, 1827

Hölderlin erwies sich als Sprachrohr jenes zahlenmäßig nur geringen Teils der deutschen Jugend, die auf ihrem phantastischen Posten sterben sollte, da sie keine Möglichkeit der Anpassung an jenes bürgerliche Deutschland fand, das sich in der napoleonischen Ära gebildet hatte . . .

Selbst völlig normale Menschen werden unter so schwierigen Verhältnissen krank . . .

Sie gehen unter, singen dabei jedoch herrliche Lieder über ihren Untergang und markieren damit den weiten Abstand zwischen den fortschrittlichen Schichten der Gesellschaft und der Wirklichkeit.

Anatoli Lunatscharski, 1929

Viele versuchten umsonst das Freudigste freudig zu sagen,
Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus. *Hölderlin*

1

Wir steigen enge Steintreppen hinab zum Neckar und treffen da einen beschränkten Straßenwinkel an, zu dem ein ordentlich gebautes Haus den Hintergrund bildet. Die vor der Tür aufgestellten Tischlergerätschaften zeigen: wir sind an unserer Stelle.

Im Haus steigen wir eine Treppe hinauf. Ein wunderhübsches Mädchen tritt uns entgegen, die Tochter des Tischlers. Wir fragen sie nach dem Zimmer des Herrn Bibliothekars und kommen auf eine kleine Tür zu. Schon hört man drinnen reden, man glaubt, eine Gesellschaft sei da. Der brave Tischler aber sagt, er sei ganz allein und rede Tag und Nacht mit sich selbst.

Wir klopfen an und ein heftiges und lautes: Herein! antwortet. Die geöffnete Tür zeigt uns ein kleines, geweißtes, amphitheatrales Zimmer, ohne allen Schmuck, worin ein Mann steht, der sich aufs Tiefste verbeugt und nicht aufhören will Phrasen und Komplimente zu machen: Eure Königliche Hoheit! Eure Heiligkeit! Gnädiger Herr Pater! undsofort. Er lehnt seine rechte Hand auf einen an der Tür stehenden Kasten, die linke läßt er in der Hosentasche stecken, ein verschwitztes Hemd hängt ihm über den Leib.

Das Mädchen flüstert: Der ist.

Wir sagen, verwirrt, einige einleitende Worte, die mit den verbindlichsten Verbeugungen und einem Widerschwall von Worten empfangen werden, teils unverständlich und mit Französisch durchworfen.

Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen. Ich heiße

*Killalusimeno. Oui, Eure Majestät: Sie sagen so, Sie behaupten so. Es geschieht mir nichts! Es geschieht mir nichts!
Mit seinem noch immer geistvollen Auge sieht er uns an.*

2

Der arme Hölderlin, sagt der dichtende Herr Hofrat Ger-ning, ist nun Bibliothekar bei Hofe, aber ein armer Schluk-ker und trübsinnig.

Jeder Mensch hat doch seine Freude, und wer kann sie ganz verschmähen?

Machen Sie es nicht zu moralisch, Euer Gnaden, sagt Höl-derlin und reicht dem Hofrat höflich das Blatt zurück, sonst sei der Einfall zu seinem Gedicht über die Heilquellen im Taunus durchaus zu loben.

Spricht da ein kranker oder gesunder Geist aus ihm?

Die Leute sagen, er redet vor sich hin, auf der Straße, auf den Wegen um die Stadt, wo er sich sehen läßt, was selten geschieht. Er ist mit sich im Gange, sieht und hört nicht, vernachlässigt sein Äußeres bis zum Ekelhaften; man bleibt stehen, wenn er kommt. Er bemerkt das, stutzt, wird böse. Man wartet schon darauf. Die Kinder laufen ihm nach, rufen auch hinterher. Das macht ihn wütend. Er bringt die Leute von Homburg gegen sich auf. Er, nicht die anrückenden Fran-zosen, ist Stadtgespräch.

Er wohnt jetzt beim Sattlermeister Lattner, eine wacke-re Familie, gute Menschen, die ihre Pflicht gewissenhaft er-füllen, die ihn achten, wenschon nicht verstehen. Die nur der Lärm stört, den er auf dem Klaviere macht, immer das gleiche Motiv, und das manchmal für Stunden und auf die Tasten schlagend wie mit Fäusten, das unschuldige Instru-ment.

Weißt du, woran es liegt? Die Menschen fürchten sich voreinander, und darum gönnen sie sich wohl Speise und Trank, aber nichts, was die Seele nährt, und können es nicht leiden, wenn etwas, was sie sagen und tun, in andern in Flammen verwandelt wird.

Mit wem spricht er da?

Täglich muß ich die verschwundene Gottheit wieder rufen. Wenn ich an große Männer denke in großen Zeiten, wie sie, ein heilig Feuer, um sich griffen, das Stroh der Welt in Flammen verwandelten. Und dann ich – wie ich, ein glimmend Lämpchen, umhergehe und betteln möchte um einen Tropfen Öl, um eine Weile noch die Nacht hindurch zu scheinen – da geht ein Schauer mir durch alle Glieder, ruf ich das Schreckenswort: lebendig Toter!

Einen lyrischen Menschen nennt ihn der Hofrat, immer halb verrückt und beschäftigt mit den alten Griechen, Graecomane, zackert am Pindar herum. Lebt in einer ganz anderen Welt.

Anfängerin großer Tugend, Königin Wahrheit,
Daß du nicht stoßest
Mein Denken an rauhe Lüge.

Solche Worte.

Und er erklärt sich: Furcht vor der Wahrheit, aus Wohlgefallen an ihr – Euer Gnaden – nämlich das erste lebendige Auffassen derselben im lebendigen Sinne ist, wie alles reine Gefühl, Verwirrungen ausgesetzt. So daß man nicht irret aus eigener Schuld, sondern des höheren Gegenstandes wegen, für den der Sinn zu schwach ist . . .

Verstehe das, wer will. Und immer die Worte lebendig und Wahrheit. So verliert er sich, spricht nur zu sich selbst, oder zu wem sonst?

Schreibt wohl auch gar nicht mehr. Nicht einmal Briefe.

Allerliebster Sohn! Ob ich schon nicht so glücklich bin auf mein wiederholtes Bitten auch einige Linien von Dir, mein Lieber, zu erhalten . . .

Die Mutter schickt ihm Wämsle und Strümpf. Daß Du sie auch ja trägst. Der liebe Gott sei uns und unserm Vaterland gnädig und gebe uns und allen Menschen wieder den süßen Frieden . . .

Keine Antwort.

Sinclair, mein Sinclair, hat Homburg verlassen.

Schmid, mit dem er noch eben umging, ist fern. Sie sagen, er wäre, verrückt, ins Kloster Haina gebracht, um zu einem brauchbaren Bürger der menschlichen Gesellschaft wieder hergestellt zu werden, sie sagen, vom eigenen Vater.

Kalte Welt. Nachtzeit des Geistes. Alles Erhabene vertauscht ins Gemeine.

Seckendorf aus dem Land gewiesen. Buonaparte in Württemberg. Der Kurfürst jetzt König. Die Stände verjagt. Baz, aus der Haft, ein geschlagener Mann.

In solchem Moment vergißt der Mensch sich und den Gott.

In der äußersten Grenze des Leidens besteht nämlich nichts mehr als die Bedingungen der Zeit oder des Raums. In dieser vergißt sich der Mensch.

In welcher Zeit lebt er da, und in welchem Raum, ungemessene Schritte zwischen Erregung und Ermattung, zwischen Kälte und Glut?

Es ist so still um ihn. Er erträgt es nicht. Er hört auf die Laute vor seiner Tür, Wortfetzen unter dem Fenster. Kommt wer? Niemand kommt. Ist Sinclair frei?

Das Klavier gibt nur immer die gleichen Töne, keinen dazu.

Er klappt den Holzdeckel auf. Er reißt an den Saiten, reißt die Hände sich blutig, steht unter der Tür starren Blicks; die braven Hausleute weichen entsetzt.

Sie gehen ihm aus dem Wege. Sie sagen, der ist nicht mehr bei sich. Wie der ausschaut, die wirren Haare, die langen Nägel und überhaupt, daß es zum Fürchten ist. Der kann hier nicht bleiben. Hierzulande ist keine Hoffnung, ihn herzustellen.

Niemand nimmt sich seiner an, spricht noch gut zu ihm, daß es ihm Wärme gibt.

Ich dünk ihnen gestorben, sie mir. Und so bin ich allein.

Jeder Mensch hat doch seine Freude, und wer kann sie ganz verschmähen?

Sie können ihn nicht mehr brauchen.

Bald aber wird, wie ein Hund, umgehn in der Hitze meine Stimme auf den Gassen der Gärten, in denen wohnen Menschen. Der Mensch nämlich ist der Nabel dieser Erde, diese Zeit auch ist Zeit, und deutschen Schmelzes.

Düstere Ahnung, vom Abgrund nämlich.

Es kommt der Morgen des elften September 1806.

Man hat Hölderlin bestellen lassen, es seien Bücher für den Landgrafen zu kaufen in Tübingen.

Ein Wagen fährt vor das Haus. Er ist zur Reise bereit.

Er sieht einen Mann aussteigen, ihm unbekannt. Die Hausleute machen betretene Gesichter.

Ich will nicht fahren, sagt Hölderlin.

Der Mann kommt ins Zimmer. Sie reden auf ihn ein.

Es geschieht mir nichts? sagt Hölderlin. Nein?

Ich kann meinem gnädigsten Kurfürsten mit gutem Gewissen unter die Augen treten.

Man bringt ihn zum Wagen. Da wehrt er sich. Schlägt und kratzt um sich mit scharfen Nägeln. Der Mann blutet. Er besudelt sich selbst. Sie überwältigen ihn. Er, schon im

Wagen, schreit verzweifelt, daß ihn die Häscher holen. Den Leuten, die dabeistehn, klingt es noch in den Ohren.

Le pauvre Holterling, schreibt die mitleidige Landgräfin Caroline von diesem Tag an ihre Tochter.

Wie sehr es mich schmerzt, können Sie glauben, schrieb Sinclair an Hölderlins Mutter, aber der Notwendigkeit muß ein jedes Gefühl weichen, und in unseren Tagen erfährt man nur zu oft diesen Zwang. Da seine Freiheit selbst dem Publikum gefährlich werden könnte und da keine solche Anstalten im hiesigen Lande sind.

Man bringt Hölderlin in die Autenriethsche Klinik zu Tübingen. Er rast, tobt, schreit, Entschuldigungen und Verwünschungen in einem.

Es gab aber im Klinikum die Autenriethsche Maske, vom Leiter des Instituts gegen das Schreien seiner Patienten erfunden. Sie bestand aus Schuhsohlenleder und umfaßte unten mit einer Art Boden das Kinn. Dem Mund gegenüber befand sich auf der inneren Seite ein weich ausgepolsterter Wulst von feinem Leder. Je eine Öffnung war für Nase und beide Augen bestimmt. Mit zwei Riemen, die über und unter den Ohren von vorn nach hinten liefen, wurde die Maske am Hinterkopf befestigt, während ein dritter breiter Riemen, durch lederne Bügel an den Seiten der Maske gehalten, unten den Boden der Mundhöhle quer faßte und oben auf dem Scheitel zusammengeschnallt wurde. Dadurch war das zu weite Öffnen des Mundes verhindert. Die Lippen drückte der Lederwulst von vorn gegeneinander. Damit der Kranke die Maske nicht herunterreißen konnte, wurden ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden. In dieser Zwangslage ließ man die Patienten manchmal für Stunden, und nach den Versicherungen Autenrieths, schrien sie später nicht mehr, selbst wenn man ihnen die Maske abgenommen hatte.

Hölderlin aber ist wahnsinnig.

*Der Frühling kömmt. Und jedes, in seiner Art,
Blüht. Der ist aber ferne; nicht mehr dabei.
Irr ging er nun . . .*

Die verwüstenden Spuren der Krankheit laufen ihm über Wange und Mund. Eine Konvulsion, im Gesicht vorbereitet, treibt ihm zuweilen die Schultern in die Höhe, macht ihm die Hände und Finger zucken.

Er fährt beim kleinsten Geräusch zusammen, etwa, wenn es klopft.

Gerät er in Zorn – wie früher immer, wenn er jemanden aus dem Klinikum sah –, dann sind seine Gebärden so heftig, als ob keine Gelenke in den Gliedern wären.

Dann muß man ihn allein lassen. Man wird von ihm am Arm hinausgeführt, er sagt: Wie Eure Majestät befehlen!

Es ist ein Irrtum zu glauben, er habe die fixe Idee, mit nichts als Königen, Päpsten oder vornehmen Herren umzugehen, weil er jedermann, selbst seinem Wirt, dem Tischler Zimmer, hohe Titel gibt.

Es ist ein probates Mittel, sagt Zimmer, schwäbisch und bieder, sich jeden vom Leibe zu halten: man bleibt daneben doch ein freier Mensch, der sich nichts am Zeug flicken läßt.

Wenns ihm zu eng wird und er fort will, und ich sage: Bleiben Sie doch noch, Herr Bibliothekar, so greift er erst recht nach dem Hut, verbeugt sich tief und erwidert: Eure Hoheit haben befohlen, daß ich gehe!

So gibt er jetzt den Leuten recht und bleibt was und wie er will, indem er sich mit Titulaturen loskauft.

Alle diese Formen der Höflichkeit waren ihm angewöhnt. Er übertreibt sie nur zur leeren Zeremonie. Nicht zu vergessen, daß er bei Hofe war, als ihn die Zerrüttung gewaltsam und entschie-

den faßte. Ist wohl auch angeborener Stolz im Spiele, sich jedermann in einer unübersteigbaren Ferne zu halten.

Daß er wirklich mit Königen umzugehen glaubt, ist nicht zu denken. Er ist kein Narr. Vielmehr in einem Zustand völliger geistiger Erschöpfung.

Weil er von allen abgeschieden lebt, gewöhnt er sich daran, sie nicht mehr nötig zu haben: beruhigt nun, sich in der abgeschlossenen Welt als Ich und Nicht-Ich, erste und zweite Person, als All und Mensch, als Hohes und Höchstes zu halten.

Sein Tag ist äußerst einfach. Des Morgens, besonders im Sommer, erhebt er sich vor der Sonne, verläßt sogleich das Haus, um im Tübinger Zwinger unter den alten Bäumen spazierenzugehen, vier oder fünf Stunden; bis er müde wird. Gleich unter dem Fenster seines Turms rauscht der Fluß. Am jenseitigen Ufer Wiesen bis ins Steinlachtal unter der Schwäbischen Alb, die fernen Berge. Nur freundliche Eindrücke.

Er unterhält sich, mit dem Schnupftuch auf die Zaunpfähle zu schlagen; rauft Gras aus und Blumen, verstreut sie wieder. Was er findet, ein Stück Eisen oder Leder, steckt er ein, nimmt das Verlorene mit sich.

Er spricht immer mit sich selbst. Fragt und antwortet. Bald mit ja. Bald mit nein. Häufig mit beidem.

Denn er verneint gerne.

4

Laß in der Wahrheit immerdar
Mich bleiben . . .

Da brechen die Verse ab. Nicht die Feder, der Kopf versagt den Dienst. Oder es geht alles wie in einem rasenden Sturz durcheinander, Personen, Gesichter, Ereignisse, Vorfälle, Freunde und Feinde. Zuviel für einen.

Da verweigert sich das geübte Maß des Gedichts.

Keine Strophen mehr, nur Bruchstücke, allenfalls Entwürfe und schöne Visionen. Später die stillen Harmonien, Gebundensein, das sich immer reimt und reimt, endgültig, Kehrseite des ungeordneten, hastigen Lebens.

Niemals im Unglück, jenes wegen
Sagen etwas . . .

Und doch in der Wahrheit bleiben! Wer vermöchte das schon. Und wo beginnen und wie?

Der Freund des von Sinclair, Magister Hölderlin aus Nürtingen, läßt Landgraf Friedrich Ludwig von Hessen-Homburg dem Kurfürsten von Württemberg offiziell mitteilen, befinde sich zu Homburg seit dem Juli vorigen Jahres.

Seit einigen Monaten sei derselbe in einen höchst traurigen Gemütszustand verfallen, so daß er als wirklich Rasender behandelt werden müsse. Er rufe beinahe unausgesetzt:

Ich will kein Jakobiner sein!

Der Landgraf wünsche, daß die Auslieferung dieses Menschen, solle bei der Untersuchung die Sprache von ihm sein, umgangen werde. Wenn man solche aber nötig finde, so müßte der Unglückliche ganz und auf immer übernommen und versorgt werden, weil demselben dann die Rückkehr nach Homburg nicht mehr gestattet werden könne.

In diesem Ton. Gegeben am 4. März 1805.

Der arme Hölderlin, sagt Sinclair, man ging so weit, mein Verhältnis zu ihm zu einem Mittel der Anklage gegen mich zu machen. Anklage wegen einer geplanten Verschwörung wider den verhaßten Kurfürsten Friedrich II. von Württemberg zum Zwecke seiner Beseitigung.

Nur der Tod oder eine Regierungsänderung wird das Vaterland von den Ungeheuern befreien.